

Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft
= revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera
d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 1 (1996)

Artikel: Vom Ort des Notstands zur Gruppenhaut : das Konzept der Gruppe in
der Teamsupervision mit Verantwortlichen in Foyers für Asylsuchende

Autor: Bazzi, Danielle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Ort des Notstands zur Gruppenhaut

Das Konzept der Gruppe in der
Teamsupervision mit Verantwortlichen in
Foyers für Asylsuchende

Danielle Bazzi

Als ein Beispiel ethnologischer Praxis wird im Folgenden eine Supervisions-Stunde in den «Foyers für Asylsuchende» der Asyl-Organisation für den Kanton Zürich dargestellt. Die Supervisorin – Ethnologin, Psychoanalytikerin und als Koordinatorin für operative Gruppen ausgebildet – arbeitet seit 1993 mit dem inzwischen hauptsächlich aus Ethnologinnen und Ethnologen bestehenden Team an den Fragen, die eine im wesentlichen noch nicht zufriedenstellend definierte Betreuungsarbeit aufwirft. In diesem Prozess hat sich gezeigt, dass der Betreuungsbereich in den Asyl-Foyers ein Praxisfeld für Ethnologen darstellt. Dem Konzept der Gruppe kommt dabei Leitfunktion in sowohl methodischer, wie auch theoretischer Hinsicht zu. Zentrales Anliegen der Arbeit mit der Gruppe bildet die Analyse vom Verhältnis der innerpsychischen Gruppenstruktur zur Gruppenaufgabe. Die Foyers für Asylsuchende sind drei Häuser in der Stadt Zürich mit maximal 120 Plätzen für Asylsuchende, die je nach dem als unbetreubar, untherapierbar, arbeitsunfähig, asozial, nicht krankheitseinsichtig oder leidend ohne organischen Befund gelten. Die

Asyl-Organisation für den Kanton Zürich (eine Abteilung des Fürsorgeamtes der Stadt Zürich) stellt zu ihrer Betreuung vier Foyer-Verantwortliche zur Verfügung, deren Büros sich in den gleichen Häusern befinden. Alle zwei Wochen findet eine Supervisionssitzung statt. An der weiter unten zusammenfassend wiedergegebenen Sitzung nahmen teil: Danielle Bazzi (Supervisorin), Heidi Schär Sall (Foyer-Leitung), Elena Ayoub, David Signer, Marianne Steinauer und Daniel Stutz (Foyer-Verantwortliche). Die Angaben im folgenden Text wurden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes leicht verfremdet.

Die Anfrage für eine Supervision nach dem Konzept der operativen Gruppen (vgl. Bauleo 1988) hat den Wunsch des Teams gezeigt, das Instrument «Gruppe» für die Betreuungsarbeit mit Asylsuchenden zu nutzen. Aus diesem Grunde schicke ich dem folgenden Protokoll einige Gedanken voraus, die aus meiner Sicht als Supervisorin den sowohl ethnologischen wie psychoanalytischen Ansatz der Arbeit mit Gruppen beleuchten. Wegen Konflikten im

«Und überdies bleibt es dahingestellt, wieviel der einzelne Denker oder Dichter den Anregungen der Masse, in welcher er lebt, verdankt, ob er mehr als der Vollender einer seelischen Arbeit ist, an der gleichzeitig die anderen mitgetan haben.»

Sigmund Freud,
*Massenpsychologie und
Ich-Analyse* (1921)

Team gerufen, schlug ich der Leitung und den Foyer-Verantwortlichen vor, den Aspekt der *Aufgabe* des Teams, in der Affektivität und Denkprozess verknüpft sind, ins Zentrum zu setzen. Die trianguläre Struktur – Gruppe, Aufgabe, Supervision – die dank dieses Arbeitsvertrages entsteht, erlaubt es der Supervisorin, ihre Deutungsfunktion auf die Beziehung der Gruppe zur Aufgabe zu zentrieren. Die Aufgabe ist im Pflichtenheft definiert und besteht hauptsächlich in der Betreuung der in den Foyers wohnenden Asylsuchenden mit psychischen Problemen. Davon ausgehend, dass es unbewusste, latente Strebungen gibt, die die Realisierung der Aufgabe begleiten, stören, verändern bis verhindern, sollte das Augenmerk beim Reflektieren der Arbeit auch der emotionalen Verstrickung gelten.

Obwohl die einzelnen Foyer-Verantwortlichen in ihrer konkreten Arbeit oft allein sind, hat sich im Verlauf der Team-Supervisionen gezeigt, dass ein Bewusstsein von auch innerlich gemeinsam geleisteter Arbeit im Entstehen ist. Dies kommt insofern zum Ausdruck, als trotz individueller Unterschiede das Team zunehmend übereinstimmend entscheidet. Als Effekt der kontinuierlichen Supervisionsgespräche (um nicht von allen anderen parallel laufenden Austauschformen zu sprechen) und der Fähigkeit, sowohl affektiv wie kognitiv schwer fassbare Momente als der Aufgabe zugehörig anzuerkennen, ist es u. a. zu diesem Werkstattbericht gekommen.

Wie soll man sich die Betreuung von «Unbetreubaren» vorstellen? An den Zuschreibungen der mehrfach marginalisierten unter den Asylsuchenden haftet das Präfix «un-» wie ein Siegel auf einem endgültig verschnürten Paket von gescheiterten Austauschangeboten einer Reihe von Institutionen.

Die einer weiteren Öffentlichkeit wenig bekannte Arbeit von Foyer-Verantwortlichen, deren Rolle noch nicht befriedigend definiert ist, sieht sich immer wieder massivsten sowohl realen Angriffen wie auch Vernichtungsängsten ausgesetzt, deren vielfältige Dynamik bewusstzumachen sich als eine der Hauptaufgaben der Su-

pervision herauskristallisiert hat. Wie ein roter Faden zieht sich die Angst, wenig oder nichts «machen» zu können durch die Gruppengespräche. Die Analyse dessen, was herkömmlicherweise mit «machen» konnotiert wird – Konzepte der Sozialarbeit, der Medizin, der Pädagogik ... die Reihe lässt sich beliebig fortsetzen – hat für die Ausformulierung der Arbeit in den Foyers grundsätzlichen Wert. Auslöser sind regelmässig wiederkehrende Extremsituationen von Gewalt, damit verbundener Angst, sowie die permanenten Forderungen und Anfragen der asylsuchenden Hausbewohner. Zum einen sind es oft sehr gut verständliche Bitten um bessere, grössere Wohnungen, Mobiliar, also materielle Werte. Wie im folgenden Stundenprotokoll, geht es auch oft um den Wunsch nach sinnvoller, gut entlohnter Arbeit. Kommen zum anderen noch die Klagen über körperliches Leid, Schmerzen aller Art hinzu, fühlen sich die Verantwortlichen oft an den Grenzen ihrer Fähigkeiten zu geben.

Die Charakterisierung der in den Foyers wohnenden Asylsuchenden als «untherapierbar», «unbetreubar» und was der Begriffe der Ohnmacht noch weitere sind, drohen immer wieder auf die Betreuungspersonen zurückzufallen, ja von ihnen geradezu aufgenommen zu werden. Um eine lähmende doppelte Identifizierung aufzuheben, muss sie zunächst als solche erkannt werden. Haben die Verantwortlichen Leistungsziele aus z. B. psychiatrischen und sozialpädagogischen Konzepten verinnerlicht, und versetzen sie sich gleichzeitig in die Lage von Bedürftigen, die nicht erhalten, was ihnen mangelt, so sind sie Konflikten ausgesetzt, die nicht enden wollenden Zerreihsproben gleichkommen. Im Lauf der Supervisionsarbeit hat sich als zentral herausgestellt, dass die Anfragen von Asylsuchenden auf ihre Bedeutungen hin befragt werden müssen, der Auslegung bedürfen. Damit ist schon ein ganz wesentliches Moment unseres Ansatzes berührt, denn oft imponiert die Macht der Realität als ein Zwang zum Handeln, und Interpretationsmöglichkeiten drohen darob fast in Vergessenheit zu geraten. Die Stimmung solcher Teamsuper-

visionen wird vom lähmenden Gefühl gekennzeichnet, dass man dringend etwas machen müsste, jedoch keinerlei Manövrierraum hat. Mittels der Annahme, die von allen Beteiligten anerkannt wird, dass jede manifeste Aufgabe auch ihre affektiven und unbewussten Komponenten enthält, öffnet das reflektierende Gespräch im Team diesen Bedeutungsraum wieder. Dies ist ein Aspekt des von der Gruppe erarbeiteten gemeinsamen Referenzschemas (vgl. Litovski De Eigner & Eigner 1974). Im Prozess der Supervisionsarbeit der vergangenen Jahre hat sich gezeigt, dass Interaktionen praktischer und theoretischer Art spiralförmig voranschreiten und wieder rückgekoppelt werden, dass es den Einzelnen möglich wird, offen für Konzepte und Handlungen der anderen, sowie deren Kritik, zu sein. Mit anderen Worten können in den Supervisionssitzungen die mitgebrachten Referenzschemata, d.h. die Gesamtheit der durch Ausbildung, Erfahrungen, Kenntnisse und Affekte, mit denen wir als Individuen denken und handeln, in Bezug auf die Aufgabe erforscht werden. Ausgehend von den Konflikten in der alltäglichen Arbeit mit Asylsuchenden konstruiert das Team in einem permanenten Lernprozess ein eigenes Referenzschema, dessen Charakteristikum das Bewusstwerden der sowohl affektiven wie operationellen Seite jedes Denkprozesses ist¹.

Diese hier sehr summarisch skizzierte Dynamik hat zu einer neuen Auffassung von «machen» geführt, die der Spezifität der Aufgabe in der Betreuung von asylsuchenden Menschen gerechter wird. In der Mikroanalyse der professionellen Haltung haben sich zentrale Begriffe herauskristallisiert, einer davon ist «Wahrnehmen» ein anderer, eng damit verknüpft, «Zeuge sein». Das ethnologische Referenzschema erhellt den Makrobereich der politischen und ökonomischen Bedingungen der Migrationsproblematik. Dieser Blickwinkel führt die Gruppe der Verantwortlichen immer wieder zur Definition der Asylfoyers als «Orte des Notstandes» innerhalb der global festzustellenden Migrationsbewegungen. Das Team bringt damit eine erdrück-

kende, lähmende Bewegungslosigkeit zum Ausdruck, aber auch, dass die im Makrobereich diagnostizierten unbefriedigten Bedürfnisse ein Dach gefunden haben. Wie prekär dies erlebt wird, fasste ein Teammitglied einmal in die Worte: Wir stellen «Pullover für einstürzende Häuser» bereit.

Der sowohl subjektiv empfundenen, wie auch im Makrobereich angesiedelten Unsicherheit muss die Gruppe ihre Kreativität entgegensetzen, einen Spielraum schaffen. Dazu werden die regelmässigen Supervisionsstunden auch genutzt. Der durch das gemeinsam erarbeitete Referenzschema geöffnete Raum konnte dank der Fähigkeit, Angst auszuhalten mit einer Zeitdimension ausgestattet werden, die eine Qualität von Dauer beinhaltet, die gegenläufig zu den aktuellen gesellschaftlichen Tendenzen begriffen werden muss. Wie der folgende Text zeigt, entwickelte die Gruppe – aufgrund eines längeren Lernprozesses, der im Affektiven verankert wurde – eine Zeitauffassung, die ohne vorgegebene Pfeilrichtung auskommen kann.

Der immer wieder neu erkämpfte Spielraum, zunächst offen für Interpretationen, für das Spiel mit Bedeutungen, kann, ja muss vom Team auf die Asylsuchenden übertragen werden. Dem Integrationsdruck von aussen wird im Asyl-Foyer ein Raum entgegengesetzt, in dem die Hausbewohner ihre Konflikte unter sich lösen können. Es ist meine Überzeugung, dass eine Interdependenz zwischen diesem Raum und dessen Konstruktion im Referenzschema des Teams besteht. Um für den Raum im Asyl-Foyer zu sorgen, müssen sich die einzelnen Verantwortlichen auf die affektive Verankerung ihres gemeinsamen Referenzschemas verlassen können. Dies ist nur dann möglich, wenn die Angst vor Tod und Wahnsinn, dem Einbrechen jeglicher Struktur, der Gefahr, dass Aufgabe und Spielraum zerstört werden – ich habe es auch Vernichtungsangst genannt – permanent thematisiert werden kann. Dann werden die Verantwortlichen zu *Zeugen*; die vornehmste Art, sich in die Lebensäusserungen von Fremden einzumischen.

Zeuge zu sein bedingt eine ethno-

¹ Es versteht sich, dass im folgenden Protokoll einer Supervisionsstunde nicht alle hier angedeuteten Momente aufscheinen können. Trotzdem scheint es mir wichtig, ein etwas umfassenderes Bild des zur Anwendung gekommen Konzeptes vorzuschicken.

logische und psychoanalytische Haltung par excellence: Offen und aufmerksam sein, sich überraschen lassen, davon ausgehen, dass man vom Gegenüber noch wenig versteht. Die Begegnungen und Gespräche zwischen Verantwortlichen und Asylsuchenden finden dann im besten Fall in einem vom Team kreierten, mittlerweile könnte man sagen instituierten, Raum statt. Ein Resultat der instituierenden Kräfte des Teams zeigt sich im differenzierten Können, trotz aller gegenläufigen Tendenzen die Asylsuchenden zu passiven Opfern ihres Migrationsschicksals zu machen, die genuinen Aktivitäten des Gegenüber wahrzunehmen. Die Haltung, die eine Bereitschaft und Offenheit zu erkennen gibt, das Gegenüber wahrnehmen zu wollen, hat sich als erstaunlich potente Fähigkeit in der alltäglichen Arbeit mit Asylsuchenden herauskristallisiert. Der Kernsatz in einer Supervisionssitzung lautete: «Es wirkt, das *Wahrnehmen*».

Die Reflexionen über die Wirkung der geleisteten Arbeit erlauben der Gruppe, ihr Referenzschema um den operativen Teil zu erweitern, und eine neue Auffassung von «machen» ins gemeinsame Referenzschema einzubauen. Was hier skizziert wurde, lässt sich als Schritt vom inneren Raum des Teams zur Behälterfunktion verstehen. Das Supervisionsgespräch schafft die Bedingungen, um das Gespräch (im umfassendsten Sinn) mit den Asylsuchenden zu reaktivieren und entdeckt die *Wirkung*, deren Bewusstmachung wiederum eine Rückkoppelung in die Alltagsarbeit ermöglicht. Diese vielfältigen Wechselwirkungen der Kommunikation und deren praktische Überprüfung schützen vor Vernichtungsängsten und vor der Entwertung und Zerstörung der lebensnotwendigen Spielräume, die den Migrationsschicksalen eingeschrieben scheinen.

Protokoll der Supervisionssitzung

Signer: Ich möchte heute von Herrn F. erzählen; das ist ein Mann mit der Diagnose Schizophrenie aus einem Land im Mittleren Osten. Er ist circa 25, sieht jedoch etwa doppelt so alt aus. Er hat schon etwas schütteres Haar, einen schwarzen Vollbart und ist ziemlich beleibt. Er sieht aus wie ein Bär. Er erzählt nicht viel von sich. Ich weiss von ihm, dass er 10 Jahre die Schule besucht hat; dann ist er geflohen, mit 16, 17 Jahren; er war in der Armee, im Krieg, und das war ganz schrecklich für ihn. Da ist er zusammen mit seinen Geschwistern und der Mutter geflohen. Der Vater war schon alt, er hat bei Kriegsausbruch sein Import-Export-Geschäft aufgegeben und ist dort geblieben. Sie sind in ein Nachbarland gegangen und nachher nach Österreich. Dort hat sich die Mutter wieder verheiratet mit dem Hochschulprofessor H. Er ist jedoch inzwischen gestorben. Die Mutter war offenbar drogensüchtig. Herr F. war ein paar Jahre in Wien, er spricht gut deutsch. Und dann ist er nach Zürich gekommen. Die Mutter sagt, er sei von sich aus gekommen, wir haben eher den Eindruck, sie wollten sich seiner einfach entledigen. Dann war er in verschiedenen Institutionen in Zürich, und zwei Mal in der psychiatrischen Klinik. Er hatte immer wieder psychotische Episoden, wo er auch gewalttätig war. Ein traumatisches Erlebnis für ihn war, erzählt er immer wieder, als er in die Klinik eingeliefert wurde und ihn die Polizisten offenbar richtiggehend zusammengeprügelt, das heisst in die Klinik geprügelt haben. Das beschreibt nicht nur er so, das steht auch so in den Aktennotizen. Wobei es heisst, er war gewalttätig, und deshalb wurde er eingeliefert. Er sagt, er wurde gewalttätig, *weil* er eingeliefert wurde. Er sagt auch, er sei nicht eingeliefert worden, weil er psychotisch war, sondern er sei in der Klinik durchgedreht wegen dieser schlechten Behandlung, wegen der Medikamente, die ihn vergifteten usw. Jetzt hat er regelmässig Depotspritzen im Ambulatorium Oerlikon. Bei meinen Vorgängern im

Foyer hat er immer wieder versucht, diese Depotspritzen abzusetzen und sich geweigert, ins Ambi zu gehen. Er hat gesagt, es würde ihm besser gehen, wenn er diese Spritzen nicht kriegte.

Seit ich dort bin, seit Februar, hat er sich eigentlich nie gegen diese Spritzen ausgesprochen. Er geht regelmässig zu diesen Terminen, er vergisst sie zwar immer, ich muss ihn dran erinnern, aber dann geht er. Er hat mal im Frühling ein bisschen im Workfareprogramm gearbeitet, war dann aber nicht mehr tragbar, er war zu langsam, brauchte zuviel Betreuung, war auch empört, dass er nur drei Franken pro Tag kriegt. Dann habe ich ihn bei der Ambulanten Psychiatrischen Ergotherapie angemeldet. Da ist er sehr gerne hingegangen, regelmässig, man musste ihn nicht dran erinnern. Er hat dort vor allem gemalt. Ich habe gewusst, dass er gerne und gut zeichnet, dass er seine Nächte mit Schreiben und Zeichnen verbringt. Wobei er offenbar nicht wirklich kohärenten Text schreibt; es ist eine Art arabische Kalligraphie, die er macht. Farsi ist übrigens seine Muttersprache. Und deshalb kam ich auch auf die Idee, ihn da anzumelden, wegen dem Malen. Und das hat ihm wirklich sehr gefallen. Früher hat er manchmal noch gegenständlich gemalt. Pferde hat er gern gemalt, Schiffe, Menschen. Das war sehr kunstvoll, aber alles wie hohl oder durchsichtig; die Gestalten haben sich überschritten, es waren nur die Umrisse, die dann ineinander übergingen, auch etwas kalligraphisch hat das gewirkt. Und auch in der Ergotherapie hat er dann nur diese Art von Bildern gemacht. Er liess sich zu keinen anderen Gestaltungen animieren. Aber nach einiger Zeit hat er zu nähen begonnen und wollte Hosen schneiden. Das war allerdings etwas zu schwierig für ihn, und er hat schliesslich stattdessen Frottier-tücher gemacht. Er hatte die Idee, er würde einen Tailorshop eröffnen in Zürich und war ganz begeistert: jetzt würde er sich seinen Lebensunterhalt verdienen. Dieser Plan hat sich dann jedoch wieder aufgelöst. Er war drei Monate dort, das ist der übliche Rahmen, und anschliessend haben sie ihn nicht länger behalten, weil sie der Ansicht

waren, es hätte sich nicht wirklich eine therapeutische Perspektive eröffnet. Es wurde kein Prozess initiiert, wo man hätte weitergehen können. Das ist halt ein zielorientierter Ort mit einem therapeutischen Anspruch. Er selber wäre gerne länger gegangen. Das Neuste ist jetzt, dass ich ihn angemeldet habe im Workfare bei der Seifenproduktion, die jetzt initiiert wird. Da kriegt er drei Franken pro Stunde, und das ist wirklich genau für so «therapieunfähige» Leute gedacht wie ihn; mit dem Charakter einer geschützten Werkstätte. Da kann er wahrscheinlich Ende Monat beginnen. Ich hoffe, dass er es zumindest mal probiert. Er möchte wirklich arbeiten. Vor allem leidet er unter notorischem Geldmangel. Er kauft sich sehr gerne Hamburger an Strassenständen, da kann er nicht widerstehen, auch wenn er kein Geld hat. Sein grosses Finanzproblem, die Hamburger. Die Kommunikation mit ihm ist relativ beschränkt. Er kommt zwar regelmässig, man kann mit ihm sprechen, aber man muss ihn aus den Busch klopfen. Als guter Zugang zu ihm hat sich für mich erwiesen, mit ihm zusammen sein Zimmer aufzuräumen. Nach wenigen Wochen jeweils versinkt er im Chaos in seinem Zimmer. Dann gehe ich mit ihm aufzuräumen. Das gibt dann auch viele Anlässe zum Gespräch. Zum Beispiel das letzte Mal als ich mit ihm dort war lagen selbergemalte Zielscheiben herum, auf Schaumstoff und Sperrgutbretter geklebt, und dann hat er darauf geschossen, ich weiss nicht womit. Da kann ich ihn dann darauf ansprechen, was machen Sie da, oder aha, sie essen gerne Honig, weil es überall Honiggläser hat. Dann liegen überall diese Hefte, die er jede Nacht vollkritzelt, er hat einen ganzen Schrank voll, das sind – nicht übertrieben – Hunderte von Heften, die er da gefüllt hat. Das gibt auch immer wieder Gesprächsstoff, wobei es ihm ein bisschen peinlich ist, er möchte eigentlich nicht darüber sprechen, was er da genau macht.

Schür Sall: Wie bist Du denn eigentlich zu all diesen Informationen über ihn gekommen?

Signer: Manchmal ist er schon gesprächig. Das kommt so mosaikartig zusammen.

In meinem Aktenordner hat's auch einen Zettel, wo er einen Lebenslauf aufgeschrieben hat. Das sind ein Dutzend Sätze vielleicht. Der Lebenslauf hört auf mit dem Satz «(...) und dann kam ich in die Schweiz, wo ich seit drei Jahren arbeitslos bin».

Schär Sall: Eben, das wundert mich so. Ich hatte einmal ein Gespräch mit seiner Mutter, denn er wollte ja einmal ein Visum, damit er sie besuchen kann; offenbar hängt er ja an seiner Familie. Und dann bekam er vom Bundesamt für Flüchtlinge dieses Visum. Die haben das organisiert. Und als es darum ging, die Reise zu organisieren, habe ich mit der Mutter telefoniert. Und sie hatte überhaupt keine Ohren, sie war dagegen, dass er also überhaupt nur in die Nähe kommen könnte. Und er ist schliesslich nicht gegangen, es hat nicht geklappt. Sie haben ihn immer abgewimmelt.

Signer: Seine Schwester war allerdings einmal da, an Weihnachten vor einem Jahr. Die Mutter jedoch wollte nicht kommen, und das deprimiert ihn unendlich, dass seine Mutter nichts mehr von ihm wissen will. Er würde so gerne nach Wien zurückgehen zu seiner Familie, und die will ihn einfach nicht mehr.

Steinauer: Die Schwester telefoniert ab und zu. Dann ist er wie ein anderer Mensch: Beweglich, sein ganzer Körper, Mimik, alles spricht und bewegt sich, und er erzählt ganz viel, das plaudert nur so los. Dann hängt er den Hörer ab, und dann ist er wieder wie vorher. Sehr verkrampft, sprachlos. Und verzieht sich dann in seine Welt, in sein Zimmer.

Schär Sall: Hat er eigentlich Asylstatus «F», also vorläufige Aufnahme?

Es entwickelt sich eine längere Diskussion um die fremdenpolizeiliche Situation von Herrn F. Es fällt auf, wie widersprüchlich, fragmentiert und indirekt die Informationen sind.

Herr F. ist vor vier Jahren in die Schweiz gekommen. Seine Mutter war durch ihre Heirat Österreicherin geworden, Herr F. selber anerkannter Flüchtling. Gemäss seiner Aussage hatte er in Wien Probleme mit seiner Familie, worauf ihm die Mutter nahelegte, in die Schweiz zu gehen. Seine Mutter sagte am Telefon, er sei von sich aus in die Schweiz gegangen. Hier bekam

er den Asylstatus «F». Aufgrund der fehlenden Papiere, deren unmöglicher Beschaffung, aber auch wegen seiner Krankheit ist es nicht möglich, ihn nach Österreich zurückzuschaffen.

Signer: Die Schwester lebt in Wien, und dann hat er noch einen Bruder, der war nach meinen Angaben auch chronisch schizophren und ist vor einigen Jahren vereinsamt in seinem Zimmer gestorben in Österreich. Er hat mal einen iranischen Psychiater konsultiert hier in Zürich. Der hat gesagt, er kenne diese Familie, es handle sich da um eine vererbte Schizophrenie. Es gäbe sehr viele Mitglieder dieser Familie und weiteren Verwandtschaft mit der ähnlichen Symptomatik. Es gibt auch einen afghanischen Verein, wo ich ihn mal hinbringen wollte. Aber er hat kein Interesse. Er sagt, er sei nicht interessant für diese Leute, weil er nicht arbeite; er habe nichts zu bieten.

Schär Sall: Aber Freunde hat er doch, Foyerkollegen?

Steinauer: Ja, da war mal so eine Geschichte. Also Herr F. wohnt mit einem Bosnier, einem Somali und einem Mann aus Mauretanien zusammen. Alleinstehende Herren, die, so denke ich, nicht so viel Kontakt haben miteinander. Da waren wir einmal an einer Sitzung hier an der Hönggerstrasse und plötzlich kam ein Telefon von der Zentrale (Asyl-Organisation), wir müssten sofort ins Foyer, die Polizei sei dort gewesen. Wir sind zum Rosengarten gestürzt, und dort hiess es, Herr F. sei vielleicht tot in seinem Zimmer. Wir machten auf...

Signer: Nein, wir haben geklopft. Also die Polizei war da, alle Leute zusammengeströmt, die Polizei überlegte sich gerade, ob sie die Türe eindrücken sollen, in dem Moment kommt F. rein, vollgepackt mit Früchten, Gemüse und Fleisch und fragt: «Was ist denn hier los?» Und dann lachten alle, nur die Polizei verstand nicht. Und dann sagten die Leute, dass das Herr F. sei.

Bazzi: Der Totvermutete.

Ayoub: Hat es niemand gemerkt, dass er abwesend war?

Steinauer: Herr F. schläft sehr schlecht in der Nacht und tigert dann rum. Herr K. hat

das schon ganz im Gehör und ist daran gewöhnt. Und als in jener Nacht Herr F. ruhig schlief, vermutete Herr K. ihn tot.

Signer: Am Anfang hat sich Herr K. beschwert bei mir: «Der Herr F. macht immer so einen Lärm». Und jetzt hat er das eine Nacht nicht gemacht und K. war ganz beunruhigt.

Schär Sall: Und Herr F., was hat er dazu gesagt?

Signer: Er hat dann nur so gelacht und gesagt: «Ich bin nicht tot. Ich bin nicht tot.»

Steinauer: Er dachte dann, er hätte vielleicht eine Woche geschlafen und darum seien die Leute so beunruhigt gewesen und hätten ihn gesucht.

Sall Schär: Oder er will leben, hat er nicht so etwas gesagt?

Signer: Nein, er hat gesagt, er würde wieder auferstehen. Er hätte auch gar keine Angst vor dem Tod, denn eigentlich wäre das egal, wenn er sterben würde, weil er ist überzeugt, dass er wieder auferstehen würde.

Sall Schär: Ist er Moslem?

Signer: Ja. Wir haben ihn gefragt: «Als was würden Sie wieder auferstehen, als ein Tier oder was?» Dann hat er gesagt: «Als Schweizer».

Bazzi: Er lebt also nicht nur in seiner eigenen Welt, denn dann wär's gar nicht möglich, dass er die ganze Wohnung, alle Mitbewohner, derart für sich einnehmen könnte. Also ist er den Leuten unter die Haut gewachsen. Das ist ja etwas ganz Grundlegendes, was da passiert ist. Dass man Angst hat, dass er stirbt (...).

Ayoub: Kennt er seine Diagnose?

Signer: Ja, schon, er sagt: «Ich bin ein kranker Mann.» Er drückt das sehr somatisch aus: «Früher war ich stark, ich habe in den Lagerhallen gearbeitet. Jetzt ertrage ich überhaupt nichts, ich habe Schmerzen.» Ich empfinde das seltsam gespalten. Seine Ergotherapeutin hat mir gesagt, einmal hätte er sich über Geister geäußert, die mit ihm sprechen. Jedesmal, wenn er etwas unternehmen wolle, z.B. arbeiten oder ausgehen, dann würden ihn diese Geister zurückhalten und würden ihm das verbieten. Irgendwie will er arbeiten und irgendetwas verbietet ihm das auch. Eine eigene Welt.

Am Anfang habe ich sehr versucht, ihn mit anderen Leuten in Kontakt zu bringen, das habe ich jetzt aufgehört. Ein Stück weit möchte er das gar nicht. Wenn ich mit ihm das Zimmer aufräume, habe ich stark das Gefühl eines mikroskopischen Labyrinths, in dem er sich bewegt. Da sind tausend Sachen, die alle eine Bedeutung haben für ihn. Das Aufräumen ist ganz kompliziert: Bei jedem Ding überlegt er sich: «Soll ich das jetzt wegschmeissen oder nicht?» Er beginnt auch nicht mit den grossen Sachen, so wie wir das machen würden, sondern er nimmt irgendein Detail, beginnt mit einem Häufchen Staub, das irgendwo liegt. Sein Zimmer ist wie seine typischen Zeichnungen: ungeheuer viele Details, alles angefüllt.

Schär Sall: Ich frage mich, was du von ihm erwartest, oder was du mit ihm willst.

Signer: Ich habe das Gefühl, es ist wichtig, bei ihm ein Mittelmass zu finden, nicht zu sehr zu forcieren für etwas, seine eigene Welt zu respektieren, aber doch so doucement dran zu bleiben bei ihm.

Bazzi: Ist das Stichwort nicht «Zimmer aufräumen», und zwar gemeinsam? Dass es gar nicht darum geht, irgendwelche grossen Bewegungen anzuzetteln, sondern dass es darum geht, sein Zimmer mit ihm immer wieder aufzuräumen.

Signer: Ja, ich empfinde das jeweils auch als Höhepunkt unserer Beziehung, der Moment mit der grössten Intensität. Es läuft immer gleich: Er ist mit mir im Gespräch, und dann sage ich irgendwann: «Sollen wir wieder mal Ihr Zimmer aufräumen, vielleicht?» Dann sagt er: «Ja, das ist eine gute Idee, es ist wirklich ein grosses Durcheinander. Aber ich bin so müde heute, könnten wir das vielleicht ein anderes Mal machen?» Dann sag' ich: «Ja, ich weiss, dass Sie müde sind und Schmerzen haben, aber darum habe ich gedacht, ich helfe Ihnen, vielleicht geht es dann zusammen.» Und dann gehe ich schon zur Schublade und hole die Rolle mit den Abfallsäcken, und er sagt: «Ja gut...» Wir gehen da rauf, ich stehe einfach neben ihm mit dem offenen Abfallsack und sage vielleicht noch: «Ja, vielleicht fangen wir einmal hier an, da kann ich mich ja gar nicht mehr auf das Sofa setzen.» Dann beginnt er. Ich halte ihm einfach den Sack hin, einen

Teil schmeisst er da rein und einen Teil verstaubt er irgendwo. Irgendwann verliert er sich. Er hat vielleicht ein Magazin gefunden, das er anschaut, und ich habe dann das Gefühl, jetzt geht er so ab ins Weltall. Irgendwann hole ich ihn wieder zurück und sage: «Ja, wollen Sie das wegschmeissen oder noch behalten?» So geht es wieder ein Stück weiter, und etwa nach einer halben Stunde ist er ganz erschöpft und schwitzt und schnauft. Wenn ich merke, dass er eigentlich aufhören möchte, sage ich: «Ja, Herr F., ein bisschen machen wir noch, vielleicht die Speiseresten hier noch ein bisschen wegräumen...» Er lacht, schnauft noch tiefer, dann geht's noch eine Viertelstunde. Zwischendurch spreche ich ihn an und sage: «Ah, Sie haben viele Hüttenkäsebecher da, essen Sie gerne Hüttenkäse?» «Ja, ja, alle weichen Sachen habe ich gerne, Honig und Hüttenkäse und Tomatenpüree.» «Ja, das kann ich mir gut vorstellen, aber schmeissen Sie das jetzt weg, das ist nicht mehr gut.» Und so geht das, bis ich irgendwann Erbarmen habe mit ihm, den halbleeren Sack hinstelle und sage: «Ja, Sie können ja jetzt alleine noch ein bisschen weitermachen.»

Bazzi: Sie sind erbarmungslos in dem Sinn, ihn mit Nachdruck dazu zu verführen, etwas aus seinem Inneren wegzugeben. Er kann ja diese Austauschbeziehungen nicht so gut steuern, dass es ihm mit Leuten im Alltag wohl ist. Er muss sich dann ja sehr oft zurückziehen, oder muss immer am Hamburgerstand alles in sich hineinstecken, obwohl er mit dem Geld und dem Gewicht Schwierigkeiten hat. Diesen Kreislauf, auch diesen Verdauungskreislauf, was er hineinlässt und was dann wieder ausgeschieden wird, das kann er im übertragenen Sinne nicht so gut selber handhaben. Die Mutter kann ihre Beziehung zu ihm offenbar auch nicht steuern, sie muss ihn total von sich weisen, er darf nicht einmal in die Ferien kommen. Diese Frau hat auch riesige Schwierigkeiten, eine Austauschbeziehung mit ihm aufrechtzuerhalten. Und Sie durchbrechen da etwas, denk' ich, wenn Sie ihn sanft aber erbarmungslos dazu bringen, mit Ihnen das Zimmer aufzuräumen, also Dinge, die er sich hereingeholt hat, mit denen er gelebt hat, die seine Innen- und

Aussenwelt bevölkern, wegzugeben.

Stutz: Vielleicht sieht er deshalb auch so viel älter aus, als er es ist, weil er alle Sachen, alle Geschichten, die er erlebt hat, gar nicht mehr verdichten oder so verarbeiten kann, dass sie nicht mehr als Ganzes in ihm drin wären. So sitzt seine ganze Zeit doppelt schwer in ihm und macht ihn so alt. (...)

Steinauer: Ich denke, dass er sich manchmal überschätzt. Ich sehe da auch etwas Trauriges, dass er solche Ideale hat wie eben zu turnen und fit zu sein und zu arbeiten. Dann muss er wohl ab und zu spüren, dass seine Kräfte nicht ausreichen.

Bazzi: Das zeigt sich ja auch schön, wenn Sie beschreiben, wie er da nach einer halben Stunde Durchsehen und Wegwerfen erschöpft ist. Das belastet seinen Kreislauf enorm. Man kann das auch im übertragenen Sinn verstehen; dass diese kleinen Gesten – für uns kleinen Gesten – für ihn eigentlich die Grenze seiner Kräfte anzeigen. (...)

Stutz: Bei der Ausstellung, die Ihr einmal diskutiert habt. Habt Ihr es denn mal mit ihm besprochen?

Signer: Ja, ich habe ihm dann... ich habe so grosse Papierbögen im Zimmer, im Büro, und dann habe ich ihn einmal gefragt, ob er... er könne die haben, falls er einmal etwas Grösseres malen wolle. Und dann hat er auch gesagt: «Nein, das übersteigt meine Kräfte».

Bazzi: Und ich habe mir dann vorher auch vorgestellt, dass das was er schreibt, zwischen Heftdeckeln ist. Vielleicht macht ihm auch das offene Format Angst, dass er in den Weltraum abdriftet. Beim Aufräumen holen Sie ihn ja auch immer wieder zurück, wenn er mit einem Gegenstand abdriftet. Da gehört auch dieses Bild von der Haut dazu. Es ist so wichtig zu wissen, dass er averbal mit der Wohnungsgruppe in einer Haut steckt. Und dass die, die können, ihn spüren, auch averbal. Über Geräusche, die da sind oder nicht da sind. Und das ist ein Halt, den er hat. Ich könnte mir vorstellen, dass genau das auch dazu beigetragen hat, dass er jetzt diese Depotspritzen nehmen kann.

Bazzi: Diese Gruppenhaut, denk ich, diese averbale, gibt ihm einen Schutz gegen dieses Abdriften.

Signer: Ich finde diese Verdauungsmetapher so interessant, weil ... ich habe sehr so die Fantasie, wenn ich mit ihm in diesem Zimmer bin mit diesen unzähligen Sachen, und Speiseresten, und dieses Haus... das ist so wie wenn wir zusammen in einem Magen wären, und wir verdauen zusammen, und ein Teil wird ausgeschieden, ein Teil verdaut. Sortiert, so wie ein Verdauungsvorgang.

Schär Sall: Und mich erstaunt auch noch, dass die Gruppe so wichtig sein könnte für ihn, das wird mir jetzt irgendwie klarer. Offenbar ist das Foyer irgendwie wichtiger, als ich dachte.

Signer: Ich habe die ganzen Notizen nochmal durchgeschaut, die auch meine Vorgänger gemacht haben. Und es ist schon so, er ist jetzt wirklich schon so lange psychosenfrei wie eigentlich nie vorher. Er hatte mal eine Frau gewürgt und ein Kind geschlagen.

Schär Sall: Ja, im Foyer, es war ziemlich prekär. Also wir waren so damit beschäftigt, Extremsituationen zu vermeiden, sodass man irgendwie gar nicht mehr zum Alltags kam, zur Alltagsbewältigung, eben dieser Verdauung... und jetzt ist es ja ganz anders.

Signer: Ja, ich denke schon, das ist eben etwas Schönes, dass wir im Foyer machen können, was man woanders nicht machen kann. So etwas wie zusammen ein Zimmer aufräumen. Ein Psychiater kann das wirklich nicht machen. Oder ein Psychologe. Die können nicht mit ihm in sein Zimmer gehen und das aufräumen. Da verdichtet sich für mich auch viel von dieser Arbeit im Foyer.

Bazzi: Ich habe mir noch etwas zur Wertproblematik überlegt. Also für ihn spielt ja das Geld auch eine Rolle im Zusammenhang mit der Arbeit, ob er eine Arbeit machen will oder nicht. Das hat für ihn auch damit zu tun, ob er entsprechend entlohnt wird. Abgesehen davon, ob er es kann oder nicht, das ist auch noch eine Frage. Wenn Sie mit ihm zusammen aufräumen und sozusagen seine Reichtümer anschauen, und er aussortieren kann, was bleibt und was weggeht, dann kann er ja auch etwas ausleben, was mit, wie soll ich das sagen, seinen Produktionen, wertvoll und nicht wertvoll

zu tun hat. Das Unterscheiden zwischen Eigenem, was man an Wertvollem produziert und behalten will, und Eigenem, auch Eigenem, was man aber wieder loswerden will...

Stutz: Ich denke, es gibt da noch eine dritte Variante, nebst dem Fortwerfen und Behalten gäbe es ja auch noch das Zeigen, dass er seine Produkte nicht nur in diesen beiden Modalitäten sieht, sondern dass sie würdig sind, eben an die Öffentlichkeit, nach aussen gebracht und gezeigt zu werden. Das wäre ja noch ein Weg. Du gehst mit ihm jetzt hinein in sein Land, und Du schaust das nur an mit ihm zusammen.

Signer: Ja, vielleicht entwickelt sich das. Vielleicht ist das auch eine Frage des Vertrauens. Also er zeigt mir jetzt auf jeden Fall schon Vieles, und ich sehe Vieles. Ich bin so Zeuge. Ich sage zum Beispiel: «Ah, Sie haben viele Spiegel im Zimmer». Und er sagt: «Ja». Das ist dann alles, er sagt einfach «ja», und ich nehme das zur Kenntnis.

Steinauer: Das spüre ich auch sehr, wenn er ins Büro kommt, also er riecht ja oft schlecht, weil er sich nicht wäscht oder seine Kleider nicht wäscht. Und ich sage ihm das oft. «Ja, vielleicht können sie wieder einmal alles waschen, sie haben dann und dann Ihren Washtag». Oder ich lobe ihn, wenn er manchmal den Bart geschnitten hat, dann sieht er so toll und frisch aus.

Bazzi: Also, er fordert Sie auch auf, da etwas zu überschreiten und hineinzugehen, und eben erbarmungslos, wie ich das jetzt von Ihnen übernommen habe. Etwas durchzusetzen, ihm zu sagen: «Ziehen Sie diese Kleider, die Sie jetzt anhaben, aus, tun Sie sie in die Waschmaschine hinein».

Signer: So ein sprechender Spiegel sein. Der nicht nur sagt: «Du bist der Schönste im ganzen Land».

Bazzi: Wir sind ja jetzt bei Austauschmodalitäten gelandet. Ich habe mich oft gefragt, wenn Sie berichtet haben: Was könnte Ihre Frage sein? Warum bringen Sie ihn jetzt, was wollen Sie wissen? Das, was man Ihnen gesagt hat von der Ergotherapie her, da gibt es keine Perspektive, kein zielgerichtetes Prozedere. Das andere wäre eigentlich das, was wir jetzt da entwickelt

haben, dass es einen Austausch gibt, der nicht zielgerichtet ist, sondern der etwas mit dem Leben zu tun hat, mit seinem Ausdruck von lebendig sein, wo dann die Gruppe in Panik gerät, wenn sie das nicht mehr hört. Das ist eine Form von Vitalität, die sich anders als so zielgerichtet zeigt.

Es zeigt sich, dass nicht vor allem sozialpädagogische Ziele verfolgt werden. Vielmehr wird versucht, durch eine ethnologische Herangehensweise Einblick zu bekommen und Anteil zu nehmen an möglichst vielen Lebensbereichen; von juristischen, ökonomischen über soziale und medizinische Bereiche bis zur konkreten Alltagsbewältigung (Zimmer aufräumen, soziale Beziehungen u.a.m.). Indem die Verantwortlichen Zeuge sind, unterstützen sie die Asylsuchenden in ihrem selbstgestalteten Alltag und begleiten sie mit «gleichschwebender Aufmerksamkeit». Sie gehen den Weg ein Stück mit ihnen und versuchen, sie dabei weder zu entmündigen noch sich mit ihnen zu identifizieren oder mitzugieren.

Dem Text, der für sich spricht, möchte ich ein paar erläuternde Gedanken beifügen. War in den einleitenden Überlegungen von der Bedeutung des Gruppenkonzeptes für das Team die Rede, so soll hier deren Übertragung auf die Asylsuchenden kurz beleuchtet werden. Doch zunächst zum Ersteren, denn aus dem Protokoll der Supervisionsstunde wird vor allem die Interpretation von Herrn F. und seiner Umgebung durch die einzelnen Teammitglieder, sowie die Zufriedenheit mit der entwickelten Betreuungsweise ersichtlich. Die Gruppenerfahrung des Teams – als Team – mit seiner Aufgabe wird nicht offenkundig. Dies hat verschiedene Gründe (vgl. Anm. 1). In die Aufgabe eines einzelnen Asylverantwortlichen gehört die Betreuung von bis zu dreissig Asylsuchenden. Bei der Konfrontation mit grossen Schwierigkeiten wie Suizid- und Morddrohungen, vollzogener Selbst- und Fremdtötung, Gewalt unter den Asylsuchenden und Gewalt von Asylsuchenden gegen Foyer-Verantwortliche, Psychosen und Delinquenz agieren die Verantwortlichen in der Regel als Individuen,

manchmal zu zweit. Wie schon erwähnt, entsteht dabei oft ein Gefühl von Alleinsein. Gerade dieses Gefühl nun ist im Protokoll nicht zu spüren. Was sich jedoch mitteilt, ist die Lebendigkeit der Schilderung eines Verantwortlichen. Er thematisiert seine Beziehung zu einem Asylsuchenden und löst damit einen eifrigen Informationsaustausch aus, interessiert nachfragend und Interpretationsversuche. Der manifeste Text erscheint im Widerspruch zur eingangs dargestellten Rolle der Gruppe. Er bildet teilweise, was die verbalen Interaktionsmuster anbelangt, die Art der konkreten Organisation der Arbeit in den Asyl-Foyers ab. Was spezifisch für die Supervisionsrunde ist, der gegenseitige Informationsaustausch, muss hier als Aspekt der Gruppenaufgabe verstanden werden. Wie sich die Gruppenstruktur – in der protokollierten Supervisionsstunde – zur Aufgabe verhält, ergibt ein Bild von sich überkreuzenden, bilateralen Gesprächen. Die Deutungen beziehen sich auf die Informationen über Herrn F. und seine Umgebung. Der diesbezüglich geglättete Informationsfluss bildet die befriedigende Seite dieser Stunde, auf dem Hintergrund von Sitzungen, die von realen Bedrohungen und Angst beherrscht werden, eine nicht zu überschätzende Erfahrung, die hier allerdings vom Team als Gruppe nicht verbalisiert, sondern gelebt wird. Es mag sich die Frage stellen, weshalb die Selbstreflexion als Teamgruppe in dieser protokollierten Supervisionsstunde eine Leerstelle bildet. Die Nachdeutung dieser Lücke lautet, dass sie ein Charakteristikum der Problematik von den «Schwierigen» unter den Asylsuchenden bezeichnet, die im Wechselspiel von institutionellem Rahmen, bürokratischen Verordnungen und destruktiven Gewaltäusserungen nur zu oft als fragmentiertes Bündel von Einzelzuständigkeiten erscheint. Wenn sich in der Stunde die Teamgruppe als solche nicht problematisiert, kann das als Analogie zur Schwierigkeit der Foyer-Verantwortlichen gedeutet werden, die wichtigen Verbindungen und Beziehungen, die Asylsuchende brauchen, sehen zu können. Das eben Gesagte soll die

Bedeutung der Vorstellung einer Gruppe versus ihrer Konkretion unterstreichen, was auch heisst, dass die «virtuelle» oder etablierte innere Gruppe als Leitidee fungieren kann. Das will ich anhand der Textsequenz zeigen, die von der Aufregung der Mitbewohner berichtet, die Herrn F. tot in seinem Zimmer vermuteten.

Zunächst eine Störung, hatte offenbar der allnächtliche Lärm aus dem Zimmer von Herrn F. für Herrn K. unbewusst die Bedeutung eines Lebenszeichens angenommen. Alarmiert von der ungewohnten Ruhe reagieren die Mitbewohner. Das Ausbleiben der mittlerweile gewohnten Geräusche lässt sie Herrn F.s Tod vermuten. Wir wissen nicht, ob die Bewohner derselben Wohnung sich als Wohngruppe verstehen und diese Gruppe innerlich repräsentiert haben. Unter innerlicher Repräsentanz verstehe ich hier ein unbewusst inkorporiertes interaktionales Bild, das symbolisch die Beziehungen untereinander in Form einer Gruppe enthält. Frau Steinauer formuliert: «Herr K. hat das nächtliche Herumtiggern von Herrn F. schon ganz im Gehör». Aufgrund dieses körperhaften Bildes kann ich eine andere unbewusste Verantwortlichkeit für die Mitbewohner postulieren. Diese läuft über sensomotorische Wahrnehmungen, die, wenn nicht zu einer bewussten Bindung, doch zu einer bestimmten Form von Kohäsion der Wohnungskollegen untereinander geführt hat. Dieses Postulat hat für die Aufgabe der Verantwortlichen einen operativen Wert. Können sie annehmen, dass die Einzelschicksale von Asylsuchenden, die zudem mit einer Diagnose versehen sind, die Isolation, Einsamkeit und gegenseitiges Nichtverstehenkönnen implizit beinhaltet, in eine Struktur aufgenommen werden, die sogar den Namen «Gruppe» verdient, so hat dies für die tägliche Arbeit nicht zu unterschätzende Konsequenzen. In der Regel spricht man dann von einer Gruppe, wenn bestimmte formale Charakteristika, wie sich an einem bestimmten Ort zu einer vereinbarten Zeit mit für alle bindend anerkannten Zielsetzungen zu treffen, erfüllt sind. Hier sind diese Merkmale nicht gegeben. Die Gruppe als Kon-

zept taucht erst in der Supervision auf, wird also im Team als Vorstellung kreiert, indes nicht ohne Anlass. Im freudigen «Ich bin nicht tot. Ich bin nicht tot» und der anschliessenden Befragung durch die Foyer-Verantwortliche entsteht ein sprachlicher Bezug zur Gruppe, in die Herr F. sich als Schweizer wiedergeboren wünscht². Die Interpretation der Supervisorin: «Er ist den Leuten unter die Haut gewachsen» lässt sich als Konsequenz der Theorie der Operativen Gruppentechnik verstehen, deren Fokus nicht dem Individuum als abgegrenzter Einheit gilt, sondern den unbewussten Bewegungen, die Effekt von Gruppen-Austauschprozessen sind³.

Was die Mutter von Herrn F. nicht hat – Ohren – entwickelt ein Mitbewohner – Gehör. Was dem Bruder von Herrn F. geschehen ist, er starb vereinsamt in seinem Zimmer, inszeniert sich im Foyer mit glücklichem Ausgang. Nach den Schilderungen über Herrn F. wird im Team zwar manifest an der Vorstellung festgehalten, dass er in einer «eigenen Welt» lebt. Doch knüpft die anschliessende Episode an die Hypothese an, dass Herr F. den anderen unter die Haut gewachsen ist, denn sie thematisiert – wiederum mit einem körpernahen Bild: «zusammen in einem Magen» – das Zusammensein im Raum von Herrn F. Die von Herrn Signer entwickelte Praxis, mit ihm zusammen das «Zimmer aufzuräumen», erhält in der Supervisionssitzung eine neue Bedeutung. Das Substrat des affirmativen «bis ich irgendwann Erbarmen habe» findet die Supervisorin im «Grundkonflikt», der Interaktionsmodalität, die am Anfang jedes sinnvollen menschlichen Austausches steht. Verfolgen wir die innerpsychische Realität des Erbarmen zurück an ihre Ursprünge, so stossen wir auf das rücksichtslose Fordern, dem das Gegenüber noch keines ist, schon gar keines, das die Folgen der erbarmungslosen Forderungen spürt. Erst die Differenzierung, die zur Besorgnis befähigt, schafft die Voraussetzung für Beziehungen (vgl. Bazzi 1987: 193). Wie aus dem oben Gesagten deutlich wird, deute ich die Phantasie des Foyer-Verantwortlichen, mit Herrn F. beim Aufräumen «in einem Magen zusam-

² Das Ereignis kommt einer symbolischen Initiation gleich.

³ Die oben entwickelten Gedanken zur «inneren Gruppe» sind natürlich nur unter der Annahme einer Wechselwirkung zwischen realer Aussenwelt und innerpsychischer Welt sinnvoll. Austauschprozesse und Wechselwirkungen sind Begriffe, die psychoanalytisch dem Übertragungsphänomen zur Seite gestellt werden können. Vergangenes wird auf Gegenwärtiges übertragen, emotional Signifikantes, z. B. Eigenschaften von wichtigen Bezugspersonen, können auf die aktuelle Umgebung projiziert werden.

men zu verdauen», nicht als Auflösung der Grenzen zwischen zwei Individuen, sondern als Kreation einer Zugehörigkeit. Diese noch präziser als «Hilfszugehörigkeit» zu verstehende Beziehungsweise umfasst nicht nur die direkt Involvierten, sondern auch das Team. Natürlich kann diese Funktion nur ein Team bereithalten, das selbst eine differenzierte Struktur aufweist. Die Struktur setzt die Integration des Stadiums der Besorgnis voraus und ermöglicht eine Beziehungsweise, die trotz gelegentlicher Angst vor Auflösung der eigenen Grenzen dem Anderen eine Hilfszugehörigkeit vermitteln kann (zum Begriff «Besorgnis» vgl. Winnicott 1985: 93ff). Und nicht zuletzt befähigt sie zum Wahrnehmenkönnen des Anderen.

Meine hier rund um den Text des Stundenprotokolls dargelegten Gedanken haben einen Aspekt von vielen, die in der Arbeit mit Foyer-Verantwortlichen zu diskutieren wären, aufgegriffen. Es ist dies die Funktion der Gruppenrepräsentanz, Leitidee in einer Arbeit, die von den konkreten Voraussetzungen her mit grossen Bedrohungen und Mangel, psychisch mit Fragmentierungen und Vernichtungsängsten zu Rande zu kommen hat.

Literatur

- BAULEO Armando
1988. *Ideologie, Familie und Gruppe: zur Theorie und Praxis der operativen Gruppentechnik*. Hamburg: Argument Verlag.
- BAZZI Danielle
1987. «Oralität aus ethnopsychanalytischer Sicht». *Ethnologica Helvetica* (Berne) 11: 191-204.
- LITOVSKI DE EIGUER Diana, EIGUER Alberto
1974. «Introduction à la théorie des groupes de E. Pichon-Rivière (Buenos Aires)» *Bulletin de psychologie* (Paris) 1974: 45-60
- WINNICOTT Donald W.
1985. *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Abstract

The author, psychoanalyst and anthropologist, supervises a team composed mainly of anthropologists who work in institutions concerned with «difficult» asylum-seekers («Foyers für Asylsuchende») in Zürich. One of the main issues is the reciprocal interaction between the team and the groups of co-resident asylum seekers. The emphasis in work with the respective groups lies in the analysis of the relationship between group structure and group task. The article describes and reflects this process. A transcript of a session of the team-group serves to illustrate the way this process works.

Autorin

Danielle Bazzi lebt und arbeitet als Ethnologin und Psychoanalytikerin in eigener Praxis in Zürich. Adresse: Hotzestr. 26, CH - 8006 Zürich.